Elke Blumenthal

# Kuhgöttin und Gottkönig oder Arbeiten und Leben im Wissenschaftskolleg

Geboren 1938 in Greifswald; 1956–61 Studium der Ägyptologie und Kunstgeschichte an der Universität Leipzig; seit 1961 dort Assistentin am Ägyptologischen Institut, seit 1970 dessen Leiterin und als solche am Aufbau des 1976 wiedereröffneten Ägyptischen Universitätsmuseums beteiligt. 1964 Promotion, 1977 Habilitation, 1986 Berufung zur Ordentlichen Professorin für Ägyptologie an der Universität Leipzig. Emeritierung Oktober 1999; seit Januar 1999 Leiterin der Arbeitsstelle Altägyptisches Wörterbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. – Adresse: Ägyptologisches Institut/Ägyptisches Museum der Universität Leipzig, Schillerstraße 6, 04109 Leipzig;
E-Mail: blumenthal@rz.uni-leipzig.de.

Es gehört zu den Topoi der Arbeitsberichte am Wissenschaftskolleg, daß man gesteht, ein geplantes Buch nicht (zu Ende) geschrieben zu haben, gleichzeitig aber mit stattlichen Kompensationsleistungen aufwartet. Zwar gibt es rühmliche Ausnahmen, zu denen ich leider nicht gehöre: Ich habe kein fertiges Manuskript der Monographie „Kuhgöttin und Gottkönig. Die Stele Leipzig Ägyptisches Museum 5141 und ihr Stifter“ im Umzugsgepäck. Und was die Kompensation betrifft, so kann ich nur ins Feld führen, daß ich das Wiko-Leben intensiv gelebt habe. Von beidem soll daher die Rede sein.

Mein ursprünglicher Plan hatte darin bestanden, die Materialien zu einer noch unpublizierten, 40 cm hohen Kalkstein-Stele des Leipziger Ägyptischen Universitätsmuseums, die ich in drei Jahrzehnten gesammelt habe, zu systematisieren und, wie es in der Wissenschaftlersprache lapidar heißt, „zusammenzuschreiben“. Das schien umso leichter, als sich das flache Relief im oberen Bildfeld mühelos identifizieren läßt. Es zeigt die Göttin Hathor in Kuhgestalt und unter ihrem Kopf einen als Ramses II. (13. Jh. v. Chr.) bezeichneten knienden König. Die untere Bildhälfte mit

einem Gebetshymnus an diese Göttin und dem Bild und den Beischriften eines gleichfalls knienden Mannes benennt den Beter als einen Wächter namens Penbui, eine Persönlichkeit, die bereits aus anderen Quellen bekannt ist. Sie gehört nach Deir el-Medine, der Siedlung der Arbeiter, die in der zweiten Hälfte des 2. Jtsd. v. Chr. die Gräber der Pharaonen bei Theben, dem heutigen Luxor, anlegten. Der äußerlich eher unscheinbare Gedenkstein ist deshalb so reizvoll, weil er unterschiedliche Aspekte der Kultur der Ramessidenzeit aus der Perspektive der kleinen Leute zu verstehen lehrt.

Dabei geht es zunächst um den Stifter selbst, der in etwa 30 Zeugnissen nachgewiesen und gut in die soziale Hierarchie des Handwerkerdorfes einzuordnen ist. Die meisten waren für sein Grab oder den Tempel einer Gottheit bestimmt. Obwohl sie nach festen Konventionen gestaltet sind, zeichnen sich im Vergleich untereinander und mit verwandten zeitgenössischen Quellen erhebliche Qualitätsunterschiede und gewisse individuelle Besonderheiten von Penbuis Frömmigkeit ab.

Die Göttin, deren Segen Penbui auf der Leipziger Stele erbittet, ist die bekannte Hathorkuh, die Totengöttin der vorwiegend von Beamten belegten Friedhöfe in West-Theben. Sie erscheint aber hier in der speziellen Form, in der sie die Leute von Deir el-Medine in ihrem Ortsheiligtum verehrten, wobei die Bilder oder Namen von Pharaonen, die im benachbarten Tal der Könige bestattet waren, gleichsam als Attribute mit der Darstellung der Hathor verbunden waren.

Die Besonderheit der Leipziger Darstellung besteht darin, daß der König, der als ihr mythisches Kind und Schützling unter dem Kopf der Göttin kniet, kein verstorbener, sondern der zeitgenössische Pharao ist. Bekanntlich hat sich Ramses II. im offiziellen Staatskult nicht erst nach seinem Tode, sondern bereits zu Lebzeiten wie ein Gott verehren lassen: An dem Leipziger Gedenkstein ist zu sehen, daß er auch in der Volksfrömmigkeit Fuß zu fassen suchte und sich dazu der populären Hathorkuh bediente. Allerdings ist es dem Herrscher nur gelungen, in die Bildwelt der einfachen Leute einzudringen, aber offenbar nicht in den Wortlaut ihrer Gebete.

Die hier skizzierten Ergebnisse sind aus der Auswertung bereits gesammelter und neu hinzugekommener Bild- und Textquellen gewonnen worden und können in fast jeder Hinsicht vertieft werden. Das stellte sich nicht zuletzt in dem interdisziplinären Gespräch am Wissenschaftskolleg heraus, durch das sich der Blick für generelle Fragestellungen weitete und der Einzelfall zum Paradigma zu werden begann. So hat sich gezeigt, daß das Verhältnis von Staats- und Volksreligion nicht einfach als Opposition, sondern als spannungsreiches Gefüge zu interpretieren ist. Ferner läßt sich nachweisen, daß in der persönlichen Religiosität der Polytheismus

offenbar kein Problem darstellte. Der Einzelne bediente sich nicht der henotheistischen Strategie, sich auf eine einzige Gottheit aus dem reich bevölkerten Pantheon zu konzentrieren, sondern schrieb unterschiedlichen Gottheiten gemeinsame Wesensmerkmale zu, so daß er die Erfüllung seiner Wünsche für Diesseits und Jenseits von jeder von ihnen erhoffen konnte. Schließlich kann Ägypten als Fundgrube für das bis heute aktuelle Problem des Verhältnisses zwischen den Zeichensystemen Wort und Bild ausgebeutet werden. Am Fall des Penbui ist zu demonstrieren, wie die Grenzen zwischen den bildlich gestalteten Hieroglyphen und den „lesbaren“ bildlichen Darstellungen häufig verschwimmen oder wie zusammengehörige Bilder und Texte gleichwohl unterschiedliche Botschaften übermitteln.

So hat das Projekt Hathorkuh zwar in dem Berliner Jahr eine detaillierte Struktur bekommen, ist aber, entgegen den ursprünglichen Erwartungen, dank neuer Materialien und weitergehender Fragen als Forschungsaufgabe, doch nicht als Manuskript gewachsen. Immerhin konnte die Vortragsfassung zu einem Büchlein für ein größeres Publikum ausgebaut werden.

Die wunderbare Liberalität des Wissenschaftskollegs erspart es dem Fellow, sich für unvollendete Opera zu entschuldigen. So darf er darauf verzichten, sich auf kürzere Texte zu berufen, die nebenbei entstanden sind, und muß nicht gestehen, daß er sich aus seinen heimatlichen Pflichten nicht vollständig hatte lösen können und ihnen seinen Tribut zu zollen hatte. Wenn mannigfache Kontakte zu den ortsansässigen Fachkollegen gepflegt wurden, so entsprach das der Philosophie des Hauses und erst recht Extras wie die Mitarbeit in der evangelischen Grunewaldgemeinde, wo die ägyptologische Kompetenz schließlich sogar für eine eigene Laienpredigt in Anspruch genommen wurde. Was im Rückblick wirklich zählt, sind die Aufbrüche in neues Terrain.

Hierfür nun bietet das Wissenschaftskolleg die idealen Bedingungen. Es gibt die Strukturen des Zusammenlebens vor, den heilsamen Zwang, sich auf andere und ihre Forschungsgebiete einzulassen, nachzufragen, nachzulesen und dabei zu erfahren, wie schwer es ist, sich zu verstehen und zu verständigen. Selbst dort, wo in Arbeitsgruppen wie „Written Culture. Literacy and Orality“ gemeinsame thematische Interessen bestanden, blieb es meist bei dem Vortrag von Monologen und informativen Diskussionen; Zusammenwirken, Integration ist nicht daraus erwachsen. Aber in seltenen Glücksmomenten konnte man entdecken, daß man auf seinem Gebiet längst Ähnliches gedacht und getrieben hatte wie die Kollegen auf dem ihren, vorausgesetzt, es war gelungen, einander die Fachterminologien zu übersetzen. Jedenfalls wird man auch künftig die Fragen

der anderen nach Methoden, heuristischen Modellen und Zwecken der eigenen Arbeit im Ohr behalten.

Es hieße Eulen in den Wissenschaftstempel tragen, wollte auch ich die intellektuellen, kulturellen und kulinarischen Verlockungen und die Freiräume rühmen, die dieser Tempel den Aktivitäten der Fellows und ihren Partnern zusätzlich bietet und die es erlauben, untereinander, mit den Gästen des Hauses und auch mit den Mitarbeitern aufs mannigfaltigste zu kommunizieren; als ein Spezifikum unserer Generation sei wenigstens die Yoga-Gruppe genannt. Ein spezifisches Kolorit von außen erhielt der Aufenthalt in der explodierenden Hauptstadt für diese Fellow-class durch den zehnten Jahrestag des Falls der Berliner Mauer und durch das Ereignis der Jahrtausendwende mit zugehörigen Veranstaltungen und Ausstellungen, die in den Tischrunden für reichlich Gesprächsstoff sorgten.

Für mich hatten die zehn Monate über all das hinaus noch zwei persönliche Besonderheiten.

Zum einen hatte ich mich mit dem Datum pensionieren lassen, an dem das Wiko-Studienjahr begann. Das bedeutete einen abrupten Übergang von einem bis zuletzt angespannten, fremdbestimmten Berufsalltag in die anfangs unendlich erscheinende Freiheit des Forschens und des wissenschaftlichen Austauschs und erleichterte zweifellos die Ablösung für Institution und Personen.

Dazu kam, daß ich unter allen Fellows als einzige aus Ostdeutschland stammte und immer dort gelebt hatte. Der Nachholbedarf war groß. Denn zu den vierzig Jahren DDR, davon fast dreißig hinter der Mauer, waren zehn Jahre im Dienst von Umbau und Neugestaltung der Universität gekommen. Umso gieriger habe ich nun die großen Chancen ergriffen, die sich in dem ständigen Kontakt mit Menschen so vieler verschiedener Fächer, Länder und Mentalitäten boten und mir angesichts ihrer Fragen auch wieder Rechenschaft über die eigene Geschichte abgelegt, die einen gerade in Berlin nirgends losläßt. Besonders wichtig war mir die Begegnung mit den Kollegen aus Israel und mit den Osteuropäern, deren Energie und Zuversicht unter schwierigsten Arbeits- und Lebensumständen uns Wohlständler beschämte. Im Unterschied zu ihrer Weltgewandtheit hatte ich in den ersten Monaten mit dem DDR-spezifischen Defizit an Fremdsprachenpraxis zu kämpfen, und so habe ich die tatkräftige Unterstützung von Lynda O'Riordan und das allmähliche Hineinwachsen in die weitgehend englische Verständigung dankbar empfunden. Ähnliches gilt auch von den bescheidenen Computerkenntnissen, mit denen ich angereist war und die unter der geduldigen, fachkundigen Anleitung von Petra Sonnenberg zu einer gewissen Sicherheit im Umgang mit E-Mail und Internet und speziellen Schreibprogrammen (Win-Glyph!) gediehen. Kein Wunder also, daß ich die unglaubliche Leichtigkeit des Seins im Campus

Wallotstraße mit seinen großzügigen äußeren Bedingungen und der unerschöpflichen Liebenswürdigkeit und Dienstbereitschaft der Leitung und der Mitarbeiter nicht einen Tag als selbstverständlich hingenommen, sondern als großes, unverdientes Geschenk erlebt habe.

Wie wird der Zugewinn an Wissen und Erfahrung und an Mut zur Grenzüberschreitung in Zukunft weiterwirken? Kommunikation auch über das fachlich Verpflichtende hinaus, Teilen und Mitteilen des Eigenen, die Verbindung zu den neugewonnenen Freunden und zu der Institution, die ein Stück geistige und menschliche Heimat geworden ist, das alles wird hoffentlich bleiben.